



SHANNA REIS

Wild im Herzen

Wie ich als Jägerin und Winzerin
im Einklang mit der Natur lebe



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Cradle to Cradle Certified® ist eine eingetragene Marke des Cradle to Cradle Products Innovation Institute.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2023 by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Nina Schnackenbeck

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Umschlagabbildungen: © Lisa Ströher, © Wolfgang Stahr

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10976-1

www.penguin-verlag.de

Inhalt

Vorwort
9

Januar
Morgenansitz
15

Februar
Schneeglöckchen
31

März
Von Bambi und seinen Freunden
43

April
Wild im Herzen
53

Mai
Bockjagd
71

Juni

Vom Silberstrauch

95

Juli

Junges Gemüse

117

August

Blattjagd in der Oberpfalz

129

September

Henriette vom Kanonenturm

145

Oktober

Napoleon

163

November

Drückjagdsaison

177

Dezember

Auf die inneren Werte kommt es an

193

Nachwort
213

Glossar
217

Bildnachweis
231

*Für meine Eltern, Großeltern und Urgroßeltern.
Danke für alle Türen, die ihr mir geöffnet habt.*

Vorwort

Oktober 1999. Ich sitze im Wohnzimmer, im Leoparden-Sitzsack meiner Schwester, und schaue fern. Das rhythmische Gluckern unseres Fendt Frontladers dringt langsam durch bis in meinen Verstand, und ich erwache aus meiner kindlichen Fernsehstarre. Mit einem Satz springe ich auf, laufe durch die Küche und hinaus in den Flur und hüpfе die acht Stufen zur Haustür hinunter. Ich schnappe mir meinen Kinder-Küferkittel von der Garderobe und streife ihn mir über den Kopf. Ganz sauber ist das dunkelblaue Hemd mit den feinen senkrechten Streifen nicht mehr. Ein paar schmierige Fruchtreste an den Ärmeln und getrocknete Traubenschalen zeugen von den Einsätzen in den vergangenen Tagen. Ich öffne unsere schwere Holztür, schlüpfе in meine Gummistiefel und greife mir die kleine Schüssel mit Leitungswasser, die ich schon bereitgestellt habe. Fast zeitgleich gluckert der Traktor im Schrittempo auf den Hof, gefolgt von dem großen, massiven Maischewagen aus Edelstahl. Träге schwappen darin mehrere Tonnen der Riesling-Trauben aus unserem Weinberg hin und her. Das Gespann wird unter die überdachte Durchfahrt gesteuert, und einer unserer Saisonarbeitskräfte eilt bereits mit dem dicken roten Maischeschlauch herbei, um alles bereit zu machen für das Abladen der Trauben.

Als der Traktor endlich zum Stehen kommt, sprinte ich, so

schnell ich kann, ohne das Wasser aus der Schüssel zu verschütten, die wenigen Meter über den Hof und schwing mich mithilfe des kleinen Tritts auf das hintere Ende des Maischewagens. Dort ist eine schmale Plattform angebracht, um die Maische von oben begutachten zu können. Ich stelle die Schüssel ab und lehne mich dann vorsichtig über das von Saft klebende Geländer und lasse meinen Blick langsam über die goldgelb schimmernden Trauben wandern. Ein erster roter Fleck springt mir ins Auge. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, beuge mich vorsichtig noch weiter vor, strecke den Arm weit aus und lasse den gestrandeten Marienkäfer vorsichtig auf meine Fingerspitze krabbeln. Behutsam, um ihn ja nicht fallen zu lassen, gehe ich in die Hocke und tauche meinen Finger in die Schüssel. Der Marienkäfer beginnt zu schwimmen. Wieder blicke ich über das Geländer und halte Ausschau nach dem nächsten kleinen Krabbelkäfer. Ich muss mich beeilen, denn parallel zu meiner Rettungsaktion wird die Maische in den Keller gepumpt. Je mehr Marienkäfer ich herausgefischt bekomme, desto mehr überleben.

Nach rund fünfzehn Minuten ist mein Einsatz beendet, der Maischewagen leer und zurück auf den Weg in den Weinberg. Die geretteten Marienkäfer sammle ich behutsam aus ihrer Badewanne und verteile sie auf den Sträuchern am Hauseingang.

Dreizehn Jahre später ist die Situation eine andere und doch irgendwie gleich. Es ist wieder Oktober, jedoch sitze ich im Büro und nicht mehr vor dem Fernseher. Starre tippend auf meinen Bildschirm und beantworte verschiedene Anfragen. Die Beine meiner grünen Arbeitshose sind besprenkelt mit

Mostresten, und die Ärmel kleben von Traubenschalen. Unseren Fendt Frontlader haben wir immer noch, und er schlängelt sich wie früher mit seiner tonnenschweren Last behäbig die Georg-Scheu-Straße nach oben. Sobald das Tuckern zu hören ist, beende ich meine Tippierei, gehe die Stufen zur Haustür hinunter und binde meine Arbeitsschuhe zu. Ich überquere den Hof und greife mir den schweren, dicken roten Schlauch, der in der Durchfahrt hängt. Das klebrige Ungetüm in beiden Händen haltend, bringe ich mich in Position und warte, bis mein Schwager Artur den Traktor in den Hof gefahren hat. Sorgsam winke ich ihn auf die passende Position, bis er mit meinem lauten Stopp-Ruf zum Stehen kommt. Mit dem linken Fuß schiebe ich die bereitstehende Bütte unter den Auslauf des Maischewagens und entferne den Verschluss. Ein kleiner Schwall aus Trauben und Most schwappt in das Gefäß. Diesen ersten Schluck schütte ich später zurück in den Maischewagen. Aber jetzt zerre ich erst mal schnell den roten Maischeschlauch in Position und schließe ihn an den Maischewagen an, sodass die Trauben ihre Reise durchs Weingut starten können.

Zwar rette ich heute keine Marienkäfer mehr, aber den Platz auf der Plattform mit Blick auf das Traubenmeer und den Fortgang des Abladens finde ich immer noch spannend. Mit einem Blick erfährt man so viel. Wie war das Wetter in diesem Jahr? Haben wir unseren Job gut gemacht? Hat der Pflanzenschutz funktioniert? Gibt es Wildschaden? Wenn ja, wie viel? All diese Fragen lassen sich mit *einem* Blick in den Maischewagen beantworten.

Ich ertappe mich immer wieder dabei, wie ich so auf die Träubchen blicke und an vergangene Tage denke. Zeiten, die unbeschwerter waren. Wo meine größte Sorge den kleinen

Glückskäfern auf den Trauben galt. Auch heute gilt meine Sorge den kleinen Krabblern, aber aus einem anderen Grund: Sie fehlen.

Ich kann gar nicht mehr genau sagen, wann es gewesen ist, aber irgendwann habe ich es gemerkt. In unseren Trauben lebt nicht mehr viel, und das, obwohl wir seit Jahren keine Insektizide mehr verwenden. Wir achten insgesamt ziemlich genau darauf, was wir mit unseren Weinbergen veranstalten und auch mit der Natur drum herum. Zum Ausgleich unserer doch recht intensiven Landwirtschaft legen wir beispielsweise Wildäcker und Blühwiesen in der gesamten Gemarkung an. Plätze, die der »wilden« Natur einen Rückzugsort bieten.

Tatsächlich sehe ich die fehlenden Marienkäfer als ein Symptom unserer Zeit an. Einer Zeit, in der wir den Klimawandel direkt vor der Haustür haben und Themen wie Nachhaltigkeit und Regionalität unumgebar sind. Aber auch einer Zeit, in der ich das Gefühl habe, dass die Welten innerhalb unseres Landes immer weiter auseinanderdriften. Die Lebensrealität auf dem Dorf, genauer: in der Landwirtschaft, entgegen den Alltagserwartungen in der Stadt. Lebensmittel, die wenig kosten, aber alles leisten sollen. Eine Landwirtschaft, geprägt vom ständigen Preisdruck und der eigenen träumerischen Erwartung, verträglich für Mensch und Umwelt zu agieren und zeitgleich davon leben zu können. Naturschutz, der am eigentlichen Ziel und der Lebensrealität vorbeigeht: Menschen, die gegen die Jagd auf die Straße gehen, während die Wurst aus dem Discounter hervorragend mundet. Organisationen, die mehr Spendengelder in Marketing als in den eigentlichen Zweck investieren. Zwischendrin ich, die das alles sieht, so viel verändern will und nicht weiß, wo sie anfangen soll und wie sie Gehör finden kann.

Ich hoffe, dieses Buch kann einen kleinen Beitrag leisten zum besseren Verständnis zwischen Stadt und Land sowie Produzierenden und Konsumierenden beitragen. Es soll keine Doktrin für das »richtige« Leben sein, sondern der Versuch, zu zeigen, dass das Mosaik, was unser Leben bedeutet, in einem größeren Zusammenhang steht, der wieder Teil eines Mosaiks ist. Ich habe nicht den Anspruch, jemanden zur Jagd zu bekehren oder vom industriellen Fleischkonsum abzubringen, möchte jedoch die Menschen zum Nachdenken anregen. In Sachen Nachhaltigkeit gibt es nicht nur Schwarz und Weiß, sondern viele Zwischenfarben. Die Rettung unserer Umwelt und Natur funktioniert mithilfe vieler kleiner, alltäglicher Taten, die jeder und jede von uns übernehmen kann.

Mit der Art und Weise, was und wie wir konsumieren, formen wir die heutige Welt – und noch viel wichtiger, die Zukunft, in der wir und unsere Kinder und Kindeskinde leben werden. Daher halte ich Achtsamkeit und den ganzheitlichen Blick für das Kleine und Große für wichtig, sodass unsere Enkel vielleicht auch wieder Marienkäfer retten können.

Januar

Morgenansitz

Mittwochmorgen, 4 Uhr 59. Mein Wecker klingelt, und ich wache desorientiert auf. Erst mal sortieren: Wie spät ist es? Warum habe ich mir den Wecker so früh gestellt? Ist Arbeit im Impfzentrum angesagt? Weingut oder Jagd? Moment ... Wochenende ist schon mal nicht, das heißt keine Drückjagd. Ah, jetzt! Da war was: Ich wollte auf den Ansitz. Mit fünf Uhr war ich aber wohl etwas optimistisch. Ich werfe einen kurzen Blick links von mir aus dem Schlafzimmerfenster, es ist noch stockdunkel. Eine Viertelstunde dösen kann ich mir also problemlos erlauben.

5 Uhr 14. Mein Wecker klingelt erneut. Dieses Mal geht das gedankliche Sortieren etwas schneller, wenn die Motivation auch noch immer eher verhalten ist. Ich greife zu meinem Handy und knipse die Nachttischlampe an. Ein Weihnachtsgeschenk von meiner Schwester: ein kurzer, massiver Birkenstamm mit weißem Schirm mit dunkelbrauner Stickerei. Sie begleitet mich schon seit einigen Jahren oder, in Umzügen gerechnet, seit vier Wohnungen.

Ein erneuter kurzer Blick nach links: Das Stück Himmel, das ich sehe, ist immer noch rabenschwarz. Mein Freund Simon

neben mir schläft weiterhin friedlich und lässt sich durch das Licht der Nachttischlampe gar nicht stören.

Nachdem ich meiner wenig gesunden Morgenroutine aus Instagram, WhatsApp, Facebook und Covid-Zahlen-Check nachgegangen bin, schaffe ich mich endlich aus dem Bett. Meine Dackeldame Henriette, kurz: Henri, und Simons Terrier Siggie wuseln mir um die Beine, als wüssten sie schon, wohin es geht. Ich greife nach frischer Unterwäsche und der braunen, leicht kratzigen Lodenhose, zu Pullover, Fleecejacke, Strumpfhose und Schal. Wir haben Januar, es verspricht also trotz rheinhessisch-mildem Winter ein kalter Morgen zu werden.

Ich schließe die Wohnungstür auf und schaue, ob die Luft rein ist. Wir alle wohnen gemeinsam auf dem Weingut. Meine Schwester, ihr Mann und ihre Kinder im Haus nebenan, meine Eltern im »richtigen« Haus, also im Erd- und Obergeschoss, und Simon und ich in der Anliegerwohnung, die sich im Keller befindet. Die geschlossene Wohnungstür ist hierbei enorm wichtig, da Terrier Siggie und die anderen Rüden des Hauses auf keinen Fall aufeinandertreffen sollten. So bleibt der schwarze Teufel auf der einen Seite der Tür, der Flur ist neutrales Grenzgebiet, und im Erdgeschoss treffe ich auf den Rest der Meute.

Sechzehn Stufen und drei freudige Stichelhaar später stehe ich in der Küche und drücke auf der Kaffeemaschine herum. Auch wenn ich es spätestens in dreißig Minuten bereuen werde, da die »Sanitätsituation« auf dem Hochsitz in der Regel mehr als dürftig ist – ein großer Kaffee aus meiner weiß-rotten Tasse muss sein. Während ich den letzten Rest Sojamilch in meine Tasse kippe, wandere ich Richtung Büro, um die Sachen für den Ansitz zu packen. Mein Rucksack, gefüllt mit Gehörschutz, Fernglas, Handschuhen und allem, was man sonst eventuell für

den Ansitz brauchen oder nicht brauchen kann, liegt wie immer unter den Schreibtischen des Büros. Eigentlich nur ein Werbe-geschenk für Jungjäger, erweist er mir seit fünf Jahren treue Dienste bei jedem Ansitz, auch wenn langsam das Kunstleder an den Trägern abbröckelt und ich an manchen Tagen fluche, weil meine Vier-Zimmer-Küche-Bad-Ansitz-Ausrüstung einfach nicht hineinpassen will.

Als Nächstes schiebe ich die beiden Hundebetten mit dem Fuß zur Seite, um an den Gewehrschrank zu gelangen – dieses graue, schwere Ungetüm, das, solange ich denken kann, schon als Pinnwand missbraucht wird. Erst einmal auf die Zehenspitzen und einen Zahlencode eingeben, um an den Schlüssel zu kommen, der in einem kleinen Tresor auf dem Gewehrschrank verstaut ist.

Zwei nahezu identisch aussehende Waffen stehen nebeneinander. Eine ist die 9.3 (viel zu groß für das heutige Vorhaben) und die andere der Stutzen meines Vaters mit einem kleineren Kaliber von .270 Winchester. Ich lasse den Mittelfinger über die Lauföffnungen gleiten. Statt eine Lampe zu Hilfe zu nehmen, bin ich im Laufe der Zeit dazu übergegangen, lediglich mit dem Finger zu prüfen, welches die passende Waffe ist. Denn die Größe der Mündung variiert je nach Kaliber merklich.

Heute geht es für mich auf Rehwild, da ist der Stutzen meines Vaters die richtige Wahl. Ich greife also nach der Büchse: Angenehm kühl und geschmeidig liegt das dunkle Holz des Schaftes in meiner Hand. Der Gedanke, dass diese Waffe sowohl meinen Vater als auch mich schon auf so vielen Jagden begleitet hat und ein nahezu identisches Modell bei meinem Opa zu Hause steht, lässt ein wohliges, wenn auch nicht recht begründbares